

## Der alte Kontinent und seine vielen Sprachen.

### Versuch, den Begriff der *sprachlichen Bildung* europäisch zu denken<sup>1</sup>

#### Übersicht

1. Europäisch: Zu viele Erinnerungen, zu viele Sprachen?
2. Vom universellen Latein zur Vielfalt vernakulärer Schriftsprachen - die menschheitsgeschichtliche Bedeutung dieses europäischen Wegs;
3. Im Schatten von Nationalismus und Imperialismus; nach der Schoa - Gogolins 'monolingualer Habitus';
4. Zwei verschiedene Arten, Sprachen zu studieren. Erstens: eine *besondere* für den Gebrauch;
5. Zwei verschiedene Arten, Sprachen zu studieren. Zweitens: eine *allgemeine* für die Einsicht.

#### Conspectus

1. Europae: nimiae recordationes, nimiae linguae?
2. De lingua Latina universali usque ad varietatem linguarum vernacularum (ad usum scribendi) - viae europaeae gravitas historiae generis humani;
3. In umbra Nationalismi et Imperialismi; post Schoa - Gogolin: 'monolingualer Habitus';
4. Duo modi linguas studendi; primum: proprius ad usum;
5. Duo modi linguas studendi; deinde: communis ad scientiam.

#### Survey

1. European: Too many memories, too many languages?
2. From the unity of universal Latin to the diversity of written vernacular languages - the significant impact of the European way on the history of mankind;
3. In the shadow of Nationalism and Imperialism; after the Shoa - Gogolin's 'monolingualer Habitus';
4. Two ways of studying languages:  
First: in a utilitarian sense (understanding, speaking, writing);
5. Two ways of studying languages:  
Secondly: in a more general sense (understanding the linguistic character of thought).

## 1. Europäisch: Zu viele Erinnerungen, zu viele Sprachen?

Der Ausdruck *alter Kontinent* mag an Goethes sprichwörtlich gewordenen Gedichtanfang erinnern

Amerika, du hast es besser  
Als unser Kontinent, das alte.

Warum hat es der neue Kontinent besser? Weil, wie Goethe sagt, Amerika nicht von 'verfallenen Schlössern', nicht durch 'unnützes Erinnern' von seiner 'lebendigen Zeit' abgelenkt wird. Europa dagegen schleppt zu viele Erinnerungen mit sich herum und sperrt seine Menschen sprachlich ins Krähwinklige, da doch alles ins Große und Weite, Terrestrische, Globale, ja ins Universale drängt. *Viele Sprachen*, das meint: *zu viele Sprachen*. Wie mit diesem Zuviel an Sprachen fertig werden? Als probate Lösungswege gelten: Eine einzelne Sprache wird als allgemeines oder als ein fachliches Verständigungsmittel genutzt, und die Sprecher sollen zwei- oder mehrsprachig werden.

Beide Lösungswege können offensichtlich nicht beliebig weit ausgeschritten werden: Die Sprecher können nicht beliebig viel Lebenszeit zum Erlernen fremder Sprachen nutzen, es sei denn, sie machen Vielsprachigkeit zu ihrem Beruf. Polyglottie kann aber nicht der vorrangig ausgeübte Beruf der Menschheit sein, weil dann nicht zu sehen ist, wie die Zungenfertigen, die sich auf diesem Weg herangebildet, etwas zu beißen haben werden. Aber auch der andere Weg stößt schon bald auf Barrieren: Es hat den Anschein, als wollten Menschen von ihren angestammten Sprachen in aller Regel partout nicht lassen.

Woher kommt eine solche Beharrlichkeit, solche Hartnäckigkeit, die aller sprachplanerischen Phantasie Hohn spricht? Erwächst die Loyalität gegenüber der Sprache, in der einer aufwächst, aus dem Wesen des Menschen, ist sie also ein Anthropinon? Oder ist das ein Erbe aus der Frühzeit menschlicher Evolution? Oder können wir historische Faktoren ausmachen, die unsere Sozialcharaktere so ausgeprägt haben, daß wir unserem Fortschreiten auf die *eine* Menschheit hin selber im Wege stehen? Von der Beantwortung dieser Fragen hängt offensichtlich die Bestimmung dessen, was als *sprachliche Bildung* verstanden werden soll, wesentlich ab. Haben wir es mit einem Relikt aus der Frühgeschichte des homo sapiens zu tun oder gar nur mit einer historisch erklärbaren Borniertheit, müßte die Loyalität gegenüber der ersten Sprache kritisch zersetzt werden. Wird die Verschiedenheit der menschlichen Sprache aber als ein Anthropinon aufgefaßt, so muß sie auch auf ihren anthropologischen Sinn hin befragt werden.

Versuchen wir, uns dem Problem von der europäischen Geschichte her zu nähern, so finden wir in einer Passage der Einleitung zur 'Enzyklopädie' einen neuzeitlichen Wendepunkt markiert: Der Autor, d'Alembert, thematisiert in dieser

Passage 1759 einerseits *europäische Latinität* und andererseits *europäische Sprachenvielfalt*. Er tut dies zu einem Zeitpunkt, in dem die 'Gewohnheit, heute alles in der Volkssprache zu schreiben', beginnt sich in Europa allgemein durchzusetzen. Sein Situationsbericht bringt das Problem auf den Punkt: Die französische Sprache war an die Stelle des Lateinischen als allgemeines wissenschaftliches Verständigungsmittel getreten. Die Gelehrten anderer Nationen glauben nun, in ihren eigenen Sprachen noch besser schreiben zu können als in der französischen. Was steht also bevor? Noch vor Ende des 18. Jahrhunderts wird 'ein Philosoph, wenn er sich über die Entdeckungen seiner Vorgänger gründlich unterrichten will, zur Belastung seines Gedächtnisses mit sieben oder acht verschiedenen Sprachen verurteilt sein, und nachdem er mit deren Erlernung die kostbarste Zeit seines Lebens vertan hat, wird er vor dem Beginn seiner eigentlichen Forschungsarbeit sterben'.<sup>2</sup>

Wie bewertet d'Alembert, einer der ersten Vertreter des philosophischen Positivismus, diesen Wandel? Er ist durchaus gespalten: Die Verwendung der lateinischen Sprache in der Wissenschaft würde 'von größtem Vorteil sein können (...). Eine Wiederherstellung des alten Brauches wäre also erstrebenswert, wenn auch keine Hoffnung darauf besteht'. Doch zugleich schätzt er die Entwicklung europäischer Volkssprachen zu Schriftsprachen positiv ein. Diese Wertung kommt in der lapidaren Formulierung auf den Punkt: die lateinische Sprache auf künstlerischem Gebiet zu gebrauchen, sei lächerlich.<sup>3</sup>

Damit sind zwei *Domänen des Sprachgebrauchs* genannt: Wissenschaft und Kunst. Die erste Domäne bedarf 'nur einer allgemeinen und auf Vereinbarung beruhenden Sprache'<sup>4</sup>; die zweite Domäne dagegen bedarf einer Sprache, die ihre Bezeichnungskraft nicht primär aus der förmlichen Übereinkunft von Sprechern gewinnt, sondern aus dem Eigenleben einer Sprache. D'Alembert klassifiziert somit die menschliche Rede in eine solche, in der sich die Sprecher von der Bezeichnungskraft einer Sprache, also von der Bezeichnungskraft des Schon-Gesprochenen tragen lassen, und in eine andere, in der sie als die jeweiligen Sprecher autonom Sprachzeichen setzen. Im Sinne der ersten Klasse menschlicher Rede fragen wir, welche Vorstellungen, Einstellungen und Gefühle angeregt werden, wenn im Deutschen z.B. die Wörter *Sprache* oder *sprechen* gebraucht werden; was wir hören, wenn wir in einer Rede den Satz vernehmen, *das Charakteristische des Menschen sei es, ein sprechendes Wesen zu sein*. Im Sinne der zweiten Klasse dagegen legt einer - Noam Chomsky - fest: *From now on I will consider a language to be a set of sentences, each finite in length and constructed out of a finite set of elements*.<sup>5</sup>

Diese Klassifikation der menschlichen Rede hat in der Ausgestaltung europäischer Sprachenvielfalt einen entwicklungsgeschichtlich bestimmbaren Platz. In der 'Ausgestaltung europäischer Sprachenvielfalt'? Was meint dieser Ausdruck?



## 2. Vom universellen Latein zur Vielfalt vernakulärer Schriftsprachen - die menschheitsgeschichtliche Bedeutung des europäischen Weges

Der Ausdruck verweist auf die Ereignisse und Ereignisfolgen, die die europäische Geschichte als eine solche einleiten: auf den Niedergang des Römischen Reiches und die wandernden Völkerscharen, die - in der schönen Formulierung Josef Fleckensteins<sup>6</sup> - dieses Reich und seine Kultur beerben, indem sie sozusagen in seine bzw. ihre Schule gehen. Diese Lernkonstellation ist - idealtypisch gesprochen - zweifach bestimmt: Mündlichkeitskulturen treffen auf eine Schriftlichkeitskultur und ethnozentristische auf universalistische Orientierungen. Wenn also über lange Zeit in Europa das Lateinische die Sprache des Rechts und des Kulte, der Philosophie bzw. der Wissenschaft und der Poesie ist, so ist dies keine Äußerlichkeit, die in der Zufälligkeit eines Sprachlautes gründet, der auch ein ganz anderer hätte sein können. Mit der lateinischen Artikulation wird vielmehr

- die in Raum und Zeit ausgreifende Dimension der Schriftlichkeit gewonnen und
- die Vorstellung von einer Ordnung, die das jeweilige Hier und Jetzt übersteigt, also von einer Weltordnung angeeignet.

Diese Ordnung hat einen Namen. Sie heißt *Pax Romana*. Das Signum der europäischen Geschichte, das sie von ihren Anfängen her trägt, ist das des Übergangs vom Partikularen, vom Ethnozentristischen, hin zum Universalen.

Nur wenig zeitversetzt beginnt aber in Europa ein Prozeß, der in gewisser Weise ein gegenläufiger ist, nämlich die eigenen, die Volkssprachen zu Schriftsprachen zu entwickeln. Dieser Prozeß setzt in den Regionen Europas zu verschiedenen Zeiten ein und kommt auch in unterschiedlichen Zeiten zu einem Abschluß. Insgesamt dauert er ein volles Jahrtausend. Die Sprachenvielfalt, die entsteht, ist eine schriftsprachlich gewordener Volkssprachen. In eben diesem Sinn versteht sich die Formulierung von der 'Ausgestaltung europäischer Sprachenvielfalt'. Der Ausdruck verweist also nicht auf sprachliche Varietäten überhaupt, sondern nur auf diejenigen Sprachvarianten, die schriftsprachlich geworden sind. Welche Bedeutung hat dieser Prozeß für die Formung der europäischen Kulturen gehabt und welche hat er noch heute?

Wenn wir die Verschriftlichung einer Sprache nur technisch verstehen, den Buchstaben als ein Zeichen eines Zeichens, werden wir uns mit diesen Fragen nicht lange aufhalten. Beziehen wir uns auf den mit der Schriftlichkeit eröffneten, erweiterten Kommunikationsradius, können wir ihnen schon eher ein Interesse abgewinnen, obwohl es ja auffällig ist, daß der Übergang von lateinischer zu volkssprachlicher Schriftlichkeit diesen Radius sprachenintern erweitert, zwischen-sprachlich aber erheblich einengt. Stellen wir dagegen heraus, daß mit der Schriftlichkeit Vergleichs- und Reflexionsmöglichkeiten entstehen, die, wenn sie genutzt werden, Schübe in der menschlichen Evolution erzeugen, so wird offenkundig, daß diese Fragen für die Bildung des Menschengeschlechts von höchster Wichtigkeit sind.

Etwas von der geistigen Atmosphäre, in der sich dieser Prozeß zur volkssprachlichen Schriftlichkeit hin vollzieht, sei an zwei Beispielen angedeutet.

(1) Der fränkische Mönch Otfried von Weissenburg beschließt den Abschnitt seines Evangelienbuches von 871, in dem er begründet, warum er das Buch 'theodisce' gedichtet hat, mit der Aufforderung:

"Nun mögen sich alle darüber freuen, (...) daß wir von Christus gesungen haben in unserer Sprache und auch das erlebt haben, daß wir ihn auf fränkisch gepriesen haben."

"Nu freuuen sih es alle, (...) thaz uuir Kriste sungun in unsera zungun ioh wir ouh thaz gilegetun, in frenkisgon nam lobotun."<sup>7</sup>

Daß es sich nicht um etwas Beiläufiges handelt, das Evangelium in fränkischer Sprache zu dichten, ist offenkundig. Dennoch bedarf dies einer besonderen Aufmerksamkeit; denn der frohgemute Ton gründet nicht, wie wir in spätaufklärerischen Zeiten zu vermuten geneigt sein könnten, darin, daß nun das Evangelium unter den Franken heimisch zu werden vermag, sondern darin, daß Gott 'theodisce' gelobt wird. Es ist, als seien damit die Franken vor Gott mündig geworden; als bedürften sie nun keiner fremden Zunge mehr, die für sie spricht.

(2) Dante hat mit der Schrift 'Das Gastmahl' (Il Convivio), die er in den beiden ersten Dekaden des 14. Jahrhunderts verfaßt haben muß, den Übergang zur volkssprachlichen Schriftlichkeit gleich in dreifacher Hinsicht markiert: Er trägt Philosophie volkssprachlich vor, kommentiert diese volkssprachlich und begründet volkssprachlich, warum er dies in italienischer Volkssprache und nicht lateinisch tut. Daß nun volkssprachlich nach Weisheit gesucht und geforscht werden kann, läßt, so Dante, eine 'neue Sonne' aufgehen, 'wo die alte untergeht'<sup>8</sup>. Die Volkssprachen als die neuen Sonnen bringen Licht dorthin, wohin die alte Sonne des Lateinischen nicht zu scheinen vermochte. Dies ist möglich, weil die Volkssprache allen Menschen nahe ist:

"Dem Menschen ist das nächste Stück Erde das, worauf er wohnt; mit ihm ist er darum auch mehr verbunden. So ist auch die Muttersprache (lo volgare) jedem das Nächste, weil er mit ihr verbunden ist; sie ganz allein ist früher als alles andere im Geiste."<sup>9</sup>

Volkssprache ist also essentiell, wesentlich mit dem Menschen verbunden; ja sie ist in gewisser Hinsicht sogar existenzbegründend; denn sie war das 'Verbindungsglied meiner Eltern', insofern ist sie 'bei meiner Zeugung mitbeteiligt und so Mitursache meines Seins'.<sup>10</sup> Und schließlich

"verbindet sie ihn mit den nächsten Angehörigen, mit den eigenen Bürgern und mit dem eigenen Volke."<sup>11</sup>

Es ist darum auch kein Zufall, daß Dante die Volkssprache die *eigene Sprache* (*propria loquela*<sup>12</sup>) nennt. Es macht nun die Besonderheit der europäischen Kulturenvielfalt aus, daß die Individuierung der volkssprachlich bestimmten Kulturen im Rahmen eines universellen Menschheitskonzeptes vonstatten geht; daß aber das Universelle nicht dadurch zur Geltung gebracht wird, daß die - wie Humboldt es später sagen wird - Individualitäten als Teile eines Ganzen aufgefaßt und behandelt, also logisch subsumiert und praktisch inkorporiert werden, sondern personal gedacht und schließlich auch politisch so gewollt werden. Das Signum der europäischen Geschichte ist also nicht nur das des Übergangs vom Partikularen, Ethnozentristischen zum Universalen, sondern auch das der Etablierung eines *personal verstandenen Individuationsprinzips*.

Rund fünfhundert Jahre später bringt Wilhelm von Humboldt die Bedeutung dieser spezifisch europäischen Volkssprachenentwicklung für die menschliche Kultur-Evolution auf den Punkt, indem er sie als eine wichtige, ja vielleicht als die wichtigste Phase im Entwicklungsgang der Sprachen begreift. Die entsprechende Passage aus der Abhandlung von 1828 'Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues'<sup>13</sup> enthält in knapper Form die wohl umfassendste und schlüssigste Deutung des europäischen Prozesses der Ausgestaltung der Volkssprachen zu Schriftsprachen; beginnend mit einer pointierten Auslegung der evolutionären Bedeutung von Schriftlichkeit und endend mit dem Verweis auf eine Erscheinung, die der 'neueren Zeit aufbehalten' war, auf das gleichzeitige Bestehen der Literaturen 'mehrerer hochgebildeter Nationen *neben* einander'. Dasjenige, worauf dieser Verweis zielt, ist in dem paradox anmutenden Satz festgehalten: 'Die Sprachen trennen allerdings die Nationen, aber nur um sie auf eine tiefere und schönere Weise wieder inniger zu verbinden'.<sup>14</sup>

Warum nimmt Humboldt eine Instanz an, die zwischen dem einzelnen Menschen und der Menschheit eine vermittelnde Funktion hat, auf die nicht verzichtet werden kann? Warum müssen Menschen erst nach Nationen getrennt werden, um sich dann auf schönere und tiefere Weise inniger zu verbinden? Was macht das Schönere und Tiefere der Verbindung aus? Die Antwort auf diese Fragen ist mit dem Verweis auf das personal verstandene Individuationsprinzip, das in der europäischen Geschichte zur Geltung gebracht wird, schon vorbereitet. So wie der einzelne Mensch, insofern er Person ist, nicht als Element oder Organ eines übergeordneten Ganzen, also als Baustein oder als Funktion begriffen werden kann, so können auch die Sozietäten, die für sein personales Sein wesentlich sind, nicht nach Art einer Elemente- oder Organmetapher gedacht werden.

Welche Sozialform ist für das personale Sein wesentlich? Nach Humboldt ist es eine, die sowohl der psycho-physischen Natur des Menschen als auch seinen existentialen Bedingungen, denen seines Anfangens und Aufhörens, seiner Natalität und seiner Mortalität Rechnung trägt. Nimmt man das Psalmisten-Wort von dem menschlichen Leben, das siebzig Jahre währt, metonymisch für alles, was die



conditio humana ausmacht, so läßt sich nachvollziehen, warum Humboldt in der Nation eine notwendige Zwischenstufe zwischen dem einzelnen Menschen und der Menschheit erkennt: Nation ist idealtypisch definiert als 'sprachbildender Menschenhaufen'<sup>15</sup>. Eine Sprache aber verbindet einen Menschen, der sein Leben beginnt, mit allem in dieser Sprache schon Gesprochenen und ermöglicht ihm damit in der Spanne seiner Zeit ein menschengerechtes Leben, insofern sie ihn *entlastet*, ihm Orientierung *sichert* und ihm zugleich doch den Freiraum für eigene Entscheidungen *eröffnet*. Denn sie ist nur anwesend, gegenwärtig oder - wie wir meist sagen - lebendig, insofern sie gesprochen wird; sie bedarf also der Sprecher. Und eben darum beherrscht sie den Sprechenden nicht, determiniert ihn nicht, tangiert seine Freiheit in keiner Weise.

Die Nation als ein sprachbildender Menschenhaufen, wie Humboldt sie denkt, ist auf jeden Fall größer als alle Sozialformen, die sich der Biologie des Menschen verdanken, weil die für die Bildung und Ausbildung einer Sprache notwendige 'Mannigfaltigkeit von Individualitäten'<sup>16</sup> durch die 'Bande blosser Familienverwandtschaft'<sup>17</sup> nicht gewährleistet ist. Die für die Bildung und Ausbildung einer Sprache notwendige Mannigfaltigkeit hat aber ihr Maß darin, einem Menschen einerseits mittels der 'Weltansicht der Sprache'<sup>18</sup> eine Orientierung zu geben, insofern sie ihn in spezifischer Weise Welt zuführt und Formen der Wechselrede bereithält, ihm aber andererseits auch einen wirklichen Neuanfang ermöglicht. Kämen in einer Sprache nur wenige Individualitäten zur Geltung, müßte der Konformitätsdruck für den Einzelnen so groß werden, daß ein wirklicher Neuanfang erschwert oder gar unmöglich würde. Die Nation als sprachbildender Menschenhaufen ist aber immer deutlich kleiner als die Menschheit überhaupt, weil deren Mannigfaltigkeit viel zu groß ist, so daß die im gesellschaftlichen Verkehr in Sprache gefaßten Erfahrungen und Wünsche disparat bleiben, sich mithin nicht zur Ordnung, nicht zum Kosmos einer Weltansicht bilden können, also die orientierende Leistung einer Sprache erschwert oder unmöglich wird.

Mit diesen Überlegungen führt Humboldt einen Gedanken weiter, der in der ersten umfassenden Theorie europäischer Volkssprachlichkeit von Dante entwickelt worden ist. In seiner Schrift über die Monarchie begründet Dante, warum es notwendig ist, 'daß es in der menschlichen Gattung eine Vielfalt' geben muß: Das vernünftige Vermögen der Menschheit kann weder durch einen einzelnen Menschen noch von einer spezifischen Gemeinschaft verwirklicht werden. Dies geschieht nur, wenn die Vielfalt zusammenwirkt. Damit aber die Vielfalt zusammenwirken kann, muß 'allgemeiner Friede' herrschen. Den aber garantiert nur die 'zeitliche Monarchie', also 'die Herrschaft eines einzigen über alle anderen Regierungen in der Zeit'.<sup>19</sup> Dante löst das Friedensproblem unter den menschengeschichtlichen Bedingungen seiner Zeit noch macht- und autoritätsbestimmt, noch ganz im Sinne einer Pax Romana.

Auch Humboldt denkt den Begriff einer 'Pax Universalis'; er spricht von der 'wohlwollend menschlichen Verbindung des ganzen Geschlechts'. Sie vollzieht sich als 'Ineinanderwirken hochgebildeter Nationen'<sup>20</sup>, die als hochgebildete 'schon in jeder Hinsicht sprachverständige Nationen'<sup>21</sup> sind. In den Ausdruck 'sprachverständige Nationen' fließt alles ein, was Humboldt als welt- und dialog-konstituierende Leistungen menschlicher Sprachen aufgewiesen hat. 'Sprach-verständig' bezeichnet jene Qualität, die zum Kernbestand dessen gehört, was ein europäisches Verständnis sprachlicher Bildung ausmacht: Um die Sprachlichkeit der jeweiligen Kultur zu wissen; und das heißt, um ihr eigene, unverwechselbare, einmalige Physiognomie zu wissen; es heißt aber auch, um das, bezogen auf das Menschengeschlecht, Fragmentarische aller Individualitäten zu wissen. Was das Menschengeschlecht insgesamt aber ausmacht, erfahren wir nur, wenn die Individualitäten, fragmentarisch wie sie sind, in einen Austausch untereinander treten, wenn sie dialogisch miteinander verkehren, wenn sie 'ineinanderwirken'. Der Friede, der sich auf diese Weise herstellt, beruht nicht auf Macht, gründet nicht in einer hierarchischen Ordnung, sondern in der Logik der menschlichen Rede, also im Dialog; er ist keiner nach Art der *Pax Romana*, sondern ist *Pax Ratione Locutionis*.

### 3. Im Schatten von Nationalismus und Imperialismus; nach der Schoa: Gogolins 'monolingualer Habitus'

Diese an Universalität, Individualität und Dialogizität orientierte Deutung europäischer Vielsprachigkeit ist ob der bitteren Erfahrungen des 19. und 20. Jahrhunderts, den beiden *nationalstaatlichen* Jahrhunderten Europas, verdrängt oder in Mißkredit geraten und vergessen worden. Darum ist für uns heute die Pervertierung 'sprachverständiger' Nationalität offenkundiger als diese selbst. Darum verbinden wir mit dem Ausdruck 'Nationalität':

- nicht Mündigkeitsstreben, sondern aggressive Abgrenzung vom Anderen;
- nicht dialogisch bestimmtes Wechselverständnis, sondern Streben nach Suprematie;
- nicht das Interesse am Anderen, sondern dessen Abwertung;
- nicht den rednerisch ausgetragenen Streit um beste Lösungen und den rednerisch gesuchten Ausgleich, sondern Entscheidung durch Vernichtungskriege.

Das volkssprachlich bestimmte Europa hat sich, vorbereitet durch Ereignisse und Prozesse im letzten, in diesem Jahrhundert abgewendet von dem Gesetz, nach dem es angetreten: Es hat - in den Formulierungen Humboldts, die uns vielleicht angesichts des Schreckens, der noch im kollektiven Gedächtnis währt, harmlos klingen mögen - 'die Freiheit und Eigenthümlichkeit der Nationen gewaltsam, unart oder gleichgültig' behandelt.<sup>22</sup> Es ist aber das Harmlos-Klingen ein Indiz für das Ausmaß der Pervertierungen, die die Deutung europäischer Vielsprachigkeit in



diesem 'Zeitalter der Extreme'<sup>23</sup> erfahren hat. In der nüchternen Sprache einer Verstehenstheorie, die für den Begriff der *sprachlichen Bildung* wesentlich ist, haben diese Pervertierungen mit einer der beiden 'Fehlformen' des Verstehens zu tun, die Humboldt wie folgt beschreibt und von einer aufgeklärten Annäherung an das Problem der Differenz absetzt:

"Sprache kann auch nicht, gleichsam wie etwas Körperliches, fertig erfasst werden; der Empfangende muß sie in eine Form giessen, die er, für sie bereitet, hält, und das ist es, was man *verstehen* nennt. Nun zwingt er entweder die fremde in die Form der seinigen hinüber, oder versetzt sich, mit recht voller und lebendiger Kenntnis jener ausgerüstet, ganz in die Ansicht dessen, dem sie einheimisch ist. Die lichtvolle Erkenntnis der Verschiedenheit erfordert etwas Drittes, nämlich ungeschwächt gleichzeitiges Bewusstsein der eigenen und der fremden Sprachform."<sup>24</sup>

Welch eine Herausforderung an die Bildung der Subjekte, die sich aus der europäischen Volkssprachlichkeit ergibt: eine Fähigkeit auszubilden, die eigene und die fremde Sprachform gleichzeitig bewußt halten zu können! Welches Ausmaß an Pervertierung, wenn von der Fähigkeit des Verstehens nur die erste Fehlform bleibt, nämlich Fremdes ins Eigene zu zwingen, diese Fehlform aber in grausiger Konsequenz zuende gebracht wird, indem, was als fremd gelten soll, willentlich und absichtsvoll definiert, dann aus dem Verstehensprozeß ausgeschieden und schließlich auch physisch eliminiert wird.

Es gehört sicher zu den beklemmten Erfahrungen, die in der Auseinandersetzung mit diesen Pervertierungen gemacht werden mußten, daß gerade die engagierte Bekämpfung ihrer Folgen, die kompromißlose Sorge, ihr Fortdauern oder ihre Wiederkehr zu verhindern, dem Bekämpften perspektivisch in spezifischer Weise verhaftet bleibt. Hatten die nationalistischen, imperialistischen und nationalsozialistischen Verkehungen das europäische Volkssprachenkonzept um seine universalisierende und individuierende Orientierung sowie um seine dialogische Methodik gebracht, so wird mit der Abwehr solcher Verkehungen diese Tilgung noch einmal beglaubigt, wenn die Pervertierung mit dem Pervertierten ineins gesetzt wird. Ingrid Gogolin, geht in ihrer Studie 'Der monolinguale Habitus in der multilingualen Schule' von einem Axiom aus, das dies unmißverständlich zeigt: 'Der Sinn, der einst im Nationalen lag, ist weltgeschichtlich überholt'.<sup>25</sup> Von welchem 'Sinn' ist die Rede? Unmöglich kann damit die weltgeschichtliche Abständigkeit der Versuche verkündet sein, Menschen in ihrer Jeweiligkeit Geltung zu verschaffen und diese Geltung kulturell und politisch-rechtlich zu verankern; unmöglich kann die weltgeschichtliche Abständigkeit der Methode, Universalität dialogisch statt subsumierend und inkorporierend gewinnen zu wollen, suggeriert sein. Mit dem kerygmatischen Satz 'Der Sinn, der einst im Nationalen lag, ist weltgeschichtlich überholt' kann wohl nur gemeint sein, daß die nationalstaatliche Pervertierung des Volkssprachegedankens obsolet geworden sei.

Da Gogolin aber nicht eine pervertierte Vorstellung von Nationalität zurückweist, sondern diese überhaupt, kommt es zur Gleichsetzung der Perversion mit dem Pervertierten.

Wie ist es möglich, daß diese Gleichsetzung als eine solche nicht offenkundig wird? Zwei Eigentümlichkeiten der Argumentation Gogolins machen dies möglich: (1) Die spezifisch sprachliche Fundierung europäischer Nationalität, wie ich sie mit den Verweisen auf Otfried, Dante und Humboldt in Erinnerung gebracht habe, bleibt im toten Winkel. (2) Die sprachliche Dimension wird in die erziehungssoziologische Begriffsbildung als eine quantitative eingeführt.

Die sprachliche Fundierung europäischer Nationalität gerät in den toten Winkel, indem ein bildungssoziologisches Einschätzungsurteil an den Anfang der Argumentation gesetzt wird: Das Nationenkonzept hatte seine fortschrittlichen Momente, insofern Bildung den Vorrang der Geburt und des Besitzes überwinden sollte. Es verliert diese progressiven Impulse im Verlauf des 19. Jahrhunderts, insofern es nun zur Stabilisierung gesellschaftlicher Zustände beiträgt. Derselbe begriffliche Rahmen bestimmt auch die Gegenwartsanalyse und die politische Handlungsanleitung, die Gogolin aus dieser Analyse extrahiert: Staats- und Sprachzugehörigkeit sind in der Gegenwart an die Stelle des alten Standesprivilegs im Bildungswesen getreten. Die Handlungsanweisung für die deutsche Schulpolitik lautet darum: Die Modernisierung der deutschen Schule bemißt sich daran, inwieweit die deutsche Schule in *gleicher Weise* Lernort für deutsche und nicht-deutsche Kinder zu werden vermag.<sup>26</sup>

Insofern Gogolin die Abkehr von den nationalistischen Pervertierungen betreibt, verfolgt sie deren historischen Ursachen soweit zurück, als zu deren Erhellung notwendig ist, nämlich bis zum Beginn der Entwicklung von Nationalstaaten gegen Ende des 18. Jahrhunderts. So verständlich diese Zäsur von ihren Motiven her gesehen ist, so abschneidend ist sie aber auch im Hinblick auf dasjenige, was sich in Europa ansatzweise bis zu diesem Zeitpunkt hin schon herausgebildet hat: 'sprachverständige' Nationalität. Und so berechtigt ein solches Abschneiden aus forschungspraktischen Gründen auch sein mag, für ein Konzept, das bildungspolitische Handlungsperspektiven aufzeigen will, muß dies in einer Situation bedenklich sein, in der, wie Eric Hobsbawm es formuliert, die meisten jungen Menschen 'in einer Art permanenter Gegenwart' aufwachsen, 'der jegliche organische Verbindung zur Vergangenheit ihrer eigenen Lebenszeit fehlt', in der die 'Auflösung der alten Sozial- und Beziehungsstrukturen' Hand in Hand mit dem 'Zerbersten der Bindeglieder zwischen den Generationen, zwischen Vergangenheit und Gegenwart also', einhergeht.<sup>27</sup> Die innere Verbundenheit derjenigen Prozesse, in denen der einzelne Mensch als Subjekt auf eine bis dahin nicht gekannte Weise im Denken und Handeln zur Geltung gebracht wird, mit der Entwicklung europäischer Volkssprachen zu Schriftsprachen, die menschheitsgeschichtliche Orientierung dieser Prozesse und schließlich deren Versöhnung mit der *conditio*

humana, sie alle geraten in den toten Winkel. Daß dies nicht vorrangig eine Frage der historischen Gerechtigkeit ist - eine Frage, die Ende dieses Jahrhunderts ja wohl kaum zu den öffentlichen Gewissensfragen gehört - sondern für die Gegenwartsanalyse von unmittelbarer Relevanz ist, zeigt sich darin, wie Gogolin den Begriff der Sprachbildung in ihren erziehungssoziologisch bereiteten Boden pflanzt.

Die Dimension des Sprachlichen gewinnt Gogolin im wesentlichen quantitativ, indem sie Ein- und Mehrsprachigkeit unterscheidet. Schon die Wertung des frühen Nationalismus als fortschrittlich leitet sie aus der Verteilung von Mehr- und Einsprachigkeit her: Die gebildeten und besitzenden Stände benutzten mehrere Sprachen, den übrigen Alltag bestimmten die jeweils regional geltenden Mundarten. Zusammen mit dem Abbau der Bildungs- und Besitzprivilegien ging dann die Entwicklung eines Verständnisses 'von einheitlicher Kultur und Sprache als gemeinsamem, verbindenden Besitz der zur Nation zusammengeführten Menschen'<sup>28</sup> einher. Dieses Verständnis faßt sie in Anlehnung an Bourdieu als eine Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmatrix, als einen 'Habitus' auf, der dann im Hinblick auf seinen Gehalt 'monolingualer Habitus' genannt wird. Seine hervorstechendsten Merkmale sind die Abwehr und die Abwertung von Zweisprachigkeit. Wenn sich nun für Gogolin nachweisen läßt, daß ein solch 'monolingualer Habitus' noch heute verbreitet ist, so steht die Bewertung eines solchen Phänomens von vorneherein sozialhistorisch fest: Seinem Inhalt nach handelt es sich um ein Konzept, das weltgeschichtlich dysfunktional geworden ist; seiner Form nach um ein Syndrom, das sich 'der strukturellen Trägheit der Institution' (Schule)<sup>29</sup> verdankt.

Obwohl also Sprachenvielfalt Gegenstand ihrer Untersuchung ist, hat Gogolin die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus sprachtheoretisch nicht thematisiert. Wie ist das möglich? Indem sie mit einem Sprachverständnis operiert, das Sprache als Behältnis geistiger Gehalte vorstellt. Die Behältnis-Vorstellung von Sprache wirkt für uns so suggestiv, weil sie sich in Alltagssituationen, in denen wir sie verwenden, nämlich zur Bewältigung kommunikativer Störungen, immer wieder als brauchbar erweist. Es kann aber nicht zweifelhaft sein, daß diese Vorstellung von Sprache nicht zureichend ist, wenn es darum geht, einen Begriff von der anthropologischen Funktion menschlicher Sprachenvielfalt zu gewinnen. Hierzu bedarf es offenbar einer theoretischen Anstrengung. Diese muß folgendes leisten: Sie muß eine Position, wie sie z.B. von Hannah Arendt vertreten wird, theoretisch verdeutlichen oder sie als irrational, als 'Gemurmel' erweisen können. Hannah Arendt antwortet in einem Interview auf die Frage von Günter Gaus, was denn aus der Vorhilderzeit geblieben sei:



"Hannah Arendt: (...) Geblieben ist die Sprache.

Günter Gaus: Und das bedeutet viel für Sie?

Hannah Arendt: Sehr viel. Ich habe immer bewußt abgelehnt, die Muttersprache zu verlieren. (...) Es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen Muttersprache und einer anderen Sprache. Bei mir kann ich das furchtbar einfach sagen: Im Deutschen kenne ich einen ziemlich großen Teil deutscher Gedichte auswendig. Die bewegen sich da immer irgendwie im Hinterkopf - in the back of my mind -; das ist natürlich nie wieder zu erreichen. Im Deutschen erlaube ich mir Dinge, die ich mir im Englischen nicht erlauben würde. (...) Die deutsche Sprache jedenfalls ist das Wesentliche, was geblieben ist, und was ich auch bewußt immer gehalten habe.

Günter Gaus: Auch in der bittersten Zeit?

Hannah Arendt: Immer. (...) Es gibt keinen Ersatz für die Muttersprache. Man kann die Muttersprache vergessen. Das ist wahr. Ich habe es gesehen. Diese Leute sprechen die fremde Sprache besser als ich. Ich spreche immer noch mit einem fremden Akzent, und ich spreche oft nicht idiomatisch. Das können die alle. Aber es wird eine Sprache, in der ein Klischee das andere jagt, weil nämlich die Produktivität, die man in der eigenen Sprache hat, abgeschnitten wurde, als man die Sprache vergaß.<sup>30</sup>

Es ist unschwer zu sehen, daß sich in Arendts Charakterisierungen der Muttersprache wesentliche Elemente der Volkssprachentheorien Dantes und Humboldts wiederfinden. Die Differenz zu einem Sprachverständnis, das sich an der Behältnis-Vorstellung orientiert, liegt offen da: In der Vorstellung, Sprache sei ein Behältnis, erscheint Sprache nur in *einer* Hinsicht funktional, nämlich 'Sinn', 'Bedeutung' von A nach B zu transportieren; in der Vorstellung, die sich in der Tradition europäischer Volkssprachlichkeit herausgebildet hat, ist die Sprache dagegen, und zwar die jeweils besondere menschliche Sprache, das Japanische, Portugiesische, Schwedische oder Tschechische, an der Formung von 'Sinn', von 'Bedeutung' selbst beteiligt.

#### 4. Zwei verschiedene Arten, Sprachen zu studieren

##### Erstens: eine *besondere* für den Gebrauch

Ein Begriff von Sprachbildung, der dieser Tatsache Rechnung trägt, ist offenkundig zweifach bestimmt: von den *kommunikativen* Anforderungen, die sich unter den Bedingungen von Sprachenvielfalt stellen, und von den *reflexiven* Anforderungen, die sich stellen, wenn die Exegese menschlicher Sprachenvielfalt zu einem zentralen Bildungsthema wird. Humboldt unterscheidet darum nachdrücklich 'zwei durchaus verschiedene Arten, die Sprachen zu studieren'. Er nennt sie: 'eine besondere für den Gebrauch des Verstehens, Redens und Schreibens, und eine allgemeine für die Einsicht in die Sprachen, ihren Zusammenhang, und ihren Einfluss auf den menschlichen Geist überhaupt'.<sup>31</sup>

Sprachliche Bildung, die als besondere auf den 'Gebrauch des Verstehens, Redens und Schreibens' zielt, hat, von einem praktischen Interesse geleitet, ihren Grund und ihren Zweck in der Mannigfaltigkeit menschlicher Sprachen. Die Mannigfaltigkeit der menschlichen Sprachen bringt sich im einzelnen Sprecher aber immer zweifach zur Geltung: innerhalb der Sprache, die er als seine eigene erfährt und versteht (*propria loquela*, wie sie Dante, *Muttersprache*, wie wir sie nennen) und in der Differenz der eigenen zu anderen, fremden Sprachen. M.a.W.: Die Rede von einem einsprachigen Menschen enthält eine Abstraktion; sie sieht von der inneren Mehrsprachigkeit des muttersprachlichen Sprechers ab. Die Konstruktion eines 'monolingualen Habitus' hat eben diese Abstraktion als gedankliches Fundament.

Inwiefern kann oder soll die *innere* Mehrsprachigkeit Grund und Zweck sprachlicher Bildung sein? Hierzu wenige Anmerkungen, für die ich beispielhaft das Deutsche heranziehe. Wenn vom Deutschen als einer Muttersprache die Rede ist, dann steht der Ausdruck 'das Deutsche' für eine Vielzahl von Varietäten dieser Sprache, die regional, sozial, funktional oder historisch definiert sind. Eine solche innere Mehrsprachigkeit der Sprecher des Deutschen gründet in der Fähigkeit derjenigen, die das Deutsche als ihre Muttersprache verstehen, reden und schreiben: Sie wissen um die innere Sprachenvielfalt des Deutschen. Sie ordnen *Wörter* als veraltet oder als letzten Schrei ein, *grammatische Formen* Regionen als Spezifikum und *Weisen des Redens und Schreibens* Situationen als angemessen oder unangemessen zu. Ist nun sprachliche Bildung im Sinne der inneren Vielsprachigkeit die Anstrengung aller, ein solches Wissen in größtmöglichem Umfang und zur höchst denkbaren Geläufigkeit zu erwerben? So gefragt, kann die Antwort nur lauten: Gewiß nicht! Warum sollte ein Bub in Passau wie eine Deern in Husum snaken lernen? Quantitativ ist dem Problem der sprachlichen Bildung nicht beizukommen. Gibt es also eine Ordnung innerhalb der deutschen Sprachenvielfalt, die Kriterien dafür liefert, welche Varietäten Gegenstand besonderer, absichtsvoller Lernanstrengungen werden sollen? Die Antwort darauf ist ebenso alt wie geläufig: Das Deutsche als Schriftsprache muß eigens gelernt werden. Wer dies tut, eignet sich damit zugleich eine zweite Form des Deutschen an, insofern die deutsche Schriftsprache Kernbestand desjenigen Deutschen ist, das unterschiedliche Namen hat: Literatursprache, allgemeine Verkehrssprache, Nationalsprache, Hochsprache.

Diese Antwort bedarf der Erläuterung. Wenn nämlich die deutsche Schrift- bzw. Hochsprache als eine Varietät des Deutschen erscheint, gerät sie in eine Reihe mit Dialekten, Soziolekten, Fachsprachen des Deutschen; sie wird zu einer Varietät unter anderen. Es gibt gewiß Kriterien, die eine solche Reihung rechtfertigen. Aber die Rolle, die sie in der Ausbildung menschlicher Sprachlichkeit spielt, wird dadurch verdeckt. Zwei Merkmale der Schrift- bzw. Hochsprache, ein objektives und ein subjektives, verweisen auf die Spur, die zum Verständnis dieser Rolle führt:

- Alles was von den volkssprachlichen Varietäten in die allgemeine Verkehrssprache des Deutschen eingeht, gerät unter die Herrschaft der Grammatik. Als grammatikalisierte Sprache wird sie zu einer normierten. *Rechtlautung*, grammatische und lexikalische *Korrektheit* sowie *Rechtschreibung* sind Ausdrücke, die sinnvoll nur für ein grammatikalisches Deutsch gebraucht werden können. Nur in einem solchen kann man Fehler machen.
- Die Aneignung der grammatikalisierten Muttersprache ist ein Prozeß, in dem die eigene Sprache in einem strikten Sinn ein zweites Mal gelernt wird, und zwar auf eine grammatische Weise.

Menschliche Sprachlichkeit ist somit kategorial zweifach bestimmt: Sie ist - metaphorisch geredet - gewachsener Schnabel, *locutio naturalis*, wie Dante sie nennt, und sie ist das Ergebnis grammatischen Lernens, *locutio artificialis*. Die Ordnung der *inneren* Viel- oder Mehrsprachigkeit ist also die dieser kategorialen Dualität; sprachliche Varietäten sind dagegen eher wie Elemente dieser kategorialen Dualität vorzustellen.

Sprachliche Bildung als muttersprachliche Bildung hat also mit der inneren Mannigfaltigkeit der jeweiligen Muttersprache zu tun. Die kategoriale Differenz von gewachsenem Schnabel und grammatischer Intensionalität erzeugt das Spannungsfeld, in dem die Aufgaben der muttersprachlichen Bildung ihre Gestalt gewinnen. Das Lernmedium, in dem sie sich stellen und bearbeitet werden, ist die Schrift. Daß Schrift und Schreiben zentrale Themen muttersprachlicher Bildung sind und auch sein sollen, ist eine allgemein geteilte Auffassung. Dagegen bewegen wir uns intellektuell nicht mehr selbstverständlich in dem kategorialen Rahmen sprachlicher Dualität. Das hat seinen Grund in dem Paradigmawechsel, der sich in der deutschen Sprachwissenschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts vollzogen hat: weg von den aktuellen und praktischen Fragen der Herausbildung und Etablierung einer schriftsprachlichen Norm des Deutschen und hin zu historisch-vergleichenden Fragestellungen. Unter den Gründen, die zu diesem Wechsel führen, verdient der *sprachgeschichtliche* hervorgehoben zu werden: Die Ausbildung und Etablierung der schriftsprachlichen Norm des Deutschen konnte Ende des 18. Jahrhunderts als verwirklicht angesehen werden. Insofern ist es begründet, von einer Zäsur zu reden. Die dann vollzogene Abkehr der Sprachwissenschaft von der Gegenwartssprache war aber nicht zwangsläufig. Sie hätte durchaus auch, freilich unter anderem Gesichtspunkt, den Gegenwartsbezug behalten können.

In Humboldts Sprachdenken ist ein solcher Gesichtspunkt zur Geltung gebracht: Der zweite Hauptteil der zitierten Abhandlung behandelt explizit die kategorialen Verhältnisse der *inneren* Mannigfaltigkeit der einzelnen Sprachen. Ausführlich wird das Verhältnis der grammatischen Norm zu anderen Kräften des Sprachlebens erörtert. Aber dieser Beitrag hat in der Humboldt-Rezeption keine herausragende Rolle gespielt.



So hat es einiger Zeit bedurft, bis der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Gegenwartssprache im Dienste ihrer Grammatikalisierung eine neue Orientierung erwuchs. Sie findet sich überraschenderweise in einer literaturtheoretischen Abhandlung, und zwar in der Michail M. Bachtins 'Das Wort im Roman'.<sup>32</sup> Seine zentrale sprachtheoretische These lautet: 'Neben den zentripetalen Kräften verläuft die ununterbrochene Arbeit der zentrifugalen Kräfte der Sprache, neben der verbal-ideologischen Zentralisierung und Vereinheitlichung finden ununterbrochene Prozesse der Dezentralisierung und Differenzierung statt'. Die theoretische Beschäftigung mit Sprache ist in Europa aber 'im Zuge der zentralisierenden Tendenzen des sprachlichen Lebens entstanden'. Deren Kategorie 'einer einheitlichen Sprache ist der theoretische Ausdruck der historischen Prozesse sprachlicher Vereinheitlichung und Zentralisierung, ein Ausdruck der zentripetalen Kräfte der Sprache'. Dies erklärt auch, warum sie 'im wesentlichen nur zwei Pole des sprachlichen Lebens' kennt, 'das System der einheitlichen Sprache und das Individuum, das diese Sprache spricht'. Aus dem Blick gerät dabei die 'dialogisierte Redevielfalt, die die zentrifugalen Kräfte der Sprache' verkörpern, ja das 'dialogische Prinzip der Sprache'.<sup>33</sup> Bachtins These korrigiert das verbreitete Verständnis von der Geschichte der europäischen Sprachwissenschaft. Sie überwindet die polemische Zäsur der Sprachdiskurse, nach der Sprachwissenschaft erst mit der historisch-vergleichenden Methode beginnt.

## 5. Zwei Arten, Sprachen zu studieren

### Zweitens: eine *allgemeine* für die Einsicht

Daß sich sprachliche Bildung in der zweiten, der allgemeinen Art, Sprachen zu studieren, vollendet, ist ein Gedanke, der aus Humboldts Theorie der Ausbildung menschlicher Sprachlichkeit logisch folgt; aus einer Theorie, die die europäische Besonderheit, nämlich die Ablösung des Lateinischen durch schriftsprachlich gewordene Volkssprachen als einen Schritt in der Evolution menschlicher Kultur deutet. Was diesen Schritt, der 'Jahrhunderte lang durch welthistorische Begebenheiten vorbereitet' worden ist, ausmacht, ist die Tatsache, daß ein schöpferisches Miteinander mündig gewordener Kulturen eben dadurch in den Bereich des Möglichen gerückt ist, daß sich diese Kulturen als eigenständige, freilich im Horizont der alten lateinischen Universalität, tatsächlich herausgebildet haben. Als Indikator solcher Mündigkeit und Eigenständigkeit sieht Humboldt an: das 'gleichzeitige Bestehen der Literaturen mehrerer hochgebildeter Nationen *neben* einander'. Der Ausdruck 'neben einander' schließt tatsächliche oder gewollte Suprematie und Hegemonie aus. Er verweist auf eine andere Ordnung, auf die wechselseitiger Anerkennung, die dann schließlich auch ein 'Ineinanderwirken hochgebildeter Nationen' ermöglicht. Wie ist ein solches 'Ineinanderwirken' aufzufassen? Drei Anmerkungen zu dieser in der deutschen Bildungssprache eher seltenen Wortbildung.

(1) Der Bildgehalt des Wortes verweist auf ein Tätigkeitsein, das das Mannheimer Stilwörterbuch als 'einer in den anderen', als 'in sich gegenseitig' umschreibt. Jürgen Trabant<sup>34</sup> hat gezeigt, daß das 'an der sexuellen Vereinigung entwickelte Modell' der Erkenntnis für Humboldts Sprachdenken prägend gewesen ist. Ausgehend von den, wie Kant sagt, 'zwei Stämmen der menschlichen Erkenntnis', Sinnlichkeit und Verstand, die in der Synthesis der Einbildungskraft miteinander verbunden werden, findet Humboldt in der 'Zeugungskraft' diejenige Kraft, die der Spontaneität und Rezeptivität zugrundeliegt. Als Zeugungskraft aber muß sie sich, 'um überhaupt wirken zu können, in zwei verschieden ausgerichtete Kräfte aufspalten (...), in die männliche Selbsttätigkeit und die weibliche Empfänglichkeit'. Der Wort 'Ineinanderwirken' gewinnt in diesem Kontext seine Ausdruckskraft. Es macht nun aber die Pointe dieses Modells aus, daß Humboldt die Rezeptivität nicht wie Kant als bloße Empfänglichkeit auffaßt, denn dann wäre sie ja auch keine 'halbierte Zeugungskraft', sondern nur Affiziert-Werden, nur 'Durchdrungen-Werden', 'bloße Penetration'; sie ist für ihn vielmehr ein 'Entgegen-Wirken'. Sprache, so faßt Trabant diese Grundüberzeugung Humboldts zusammen, ist als sublimierte Zeugungskraft *Über-Zeugungskraft* (...) und schließlich in ihrer vollendeten Synthese 'Über-Ein-Stimmungs-Kraft'.<sup>35</sup>

(2) An welche Bedingungen ist ein 'Ineinanderwirken' von Nationen geknüpft? Humboldt nennt als eine Bedingung das 'gleichzeitige Bestehen der Literaturen (...) neben einander'. Als 'Literaturen' waren von ihm zuvor (Schrift-) Werke definiert worden, die durch ihren 'Gedanken- und Empfindungswerth' zu 'bleibenden Werken' geworden sind. Warum ist im Nebeneinander philosophischer und poetischer Werke mehrerer Nationen die Bedingung für ihr 'Ineinanderwirken' zu sehen? Weil poetische und philosophische Sprachwerke in ihrem 'Gedanken- und Empfindungswerth' kein letztes Wort kennen. Als Machtwort ist ein solches der menschlichen Sprache ebenso enthoben wie ein göttliches Wort: Das eine wie das andere beendet den Diskurs. Auf den Diskurs und damit auf Toleranz zu setzen aber, macht im Kern aus, was Erbe europäischer Volkssprachlichkeit genannt zu werden verdient.

(3) Es gehört nun gerade zu den Eigenarten der volkssprachlich bestimmten Kulturen Europas, daß sie in sich eine Ordnung ausgebildet haben, die solches Tolerieren ermöglicht. Diese Ordnung ist gewiß auch eine Rechtsordnung. Ihr inneres Leben aber gewinnt sie in Diskursen, die es ermöglichen, den Gehalt dieser Ordnung unter sich wandelnden historischen Verhältnissen immer neu zu vergewissern. Dies geschieht in Diskursen, die sich *in* den philosophischen und poetischen Schriftwerken und in solchen *über* sie ereignen. Dem *philosophischen* Diskurs wird seit dem 18. Jahrhundert vor allem eine kritische Funktion zugeschrieben, insofern er metaphysische Wahrheitsansprüche als Ansprüche der Vernunft in Frage stellt. Der *poetische* Diskurs bringt die kontingenten Bedingungen menschlichen Daseins narrativ und 'besprechend' zur Geltung. Indem er sie im Pseudos einer imaginierten, nur sprachlich gegebenen Welt darstellt, wird

der Diskurs von dem Druck der unmittelbar praktischen Lebensprobleme entlastet, ohne dabei die Ernsthaftigkeit seines Themas zu relativieren. Daß Nationen solche Diskurse führen, macht sie zu 'sprachverständigen' Nationen, macht die Verhältnisse zwischen ihnen zu 'sprachverständiger Inter-Nationalität'. '*Sprachverständigkeit*' erweist sich somit als *der* Schlüsselbegriff europäischer Volkssprachlichkeit und als *das* bestimmende Merkmal sprachlicher Bildung, die in ihr gründet.

Der Weg in die Geschichte der europäischen Volkssprachenentwicklung hat vielleicht deutlich werden lassen, daß 'unser Kontinent, der alte', in mancher Hinsicht zu wenig Erinnerungen hat oder pflegt. Er hat auch erklärt, warum diese Volkssprachenentwicklung uns heute vorrangig im Lichte der nationalistischen, imperialistischen und nationalsozialistischen Perversionen in den Blick kommt. So unabdingbar es ist, daß diese im kollektiven Gedächtnis bleiben, so revisionsbedürftig ist ein Urteilen, das mit der Zurückweisung der Perversionen das Pervertierte noch einmal vernichtet. Eine Bildung, die sich im angedeuteten Sinn als Sprachbildung versteht, ist in der Antike gegründet, die die Voraussetzungen für die europäische Entwicklung bereitstellte. Der Satz des Antisthenes aus dem 4. vorchristlichen Jahrhundert, 'Der Anfang der Erziehung ist das Achthaben auf die Wörter'<sup>36</sup>, mag in Erinnerung gerufen werden. Die spezifisch europäische Ausdeutung dieses Satzes hat den Weg zur Überwindung der Semantik historisch-politischer Gegenbegriffe gewiesen: Hellenen-Barbaren, Heiden-Christen, Menschen-Unmenschen<sup>37</sup>; sie hat damit dem Begriff der Sprachbildung seine menschheitsgeschichtliche Bedeutung erschlossen.

## Noten

1. Im Verlauf der Untersuchung wird die Bedeutung der lateinischen Sprache für die Ausgestaltung der nationalen Kulturen Europas hervorgehoben. Indem ich die Ankündigung der Gedankenwege nicht nur in der Konferenzsprache Deutsch und in der als lingua franca fungierenden englischen Sprache, sondern auch lateinisch voranstelle, erweise ich der Sprache, in der Europa gelernt hat, sich selbst zu finden, meine Reverenz.  
Vortrag, gehalten im Rahmen des Symposions Deutschdidaktik in Berlin am 18.9.1996.
2. Jean Le Rond d'Alembert: Einleitung zur 'Encyclopédie'. Herg. von G. Mensching. Frankfurt/M 1989. S. 85/86.
3. a.a.O.
4. a.a.O.
5. Noam Chomsky: Syntactic Structures. 1957. S. 13.
6. Josef Fleckenstein: Grundlagen und Beginn der deutschen Geschichte. Göttingen 1980. S. 58.
7. Helmut de Boor (Herg.): Mittelalter. Texte und Zeugnisse. 2. Teilband. München 1965. S. 984/985 und S. 928/929.
8. Dante Alighieri: Das Gastmahl. Übersetzt und kommentiert von C. Sauter. München 1965. S. 47; Dante Alighieri: Il Convivio. Opera di Dante. Volume VI. Firenze. 1957. S. 85/86.



9. a.a.O. S. 44; S. 77/78.
10. a.a.O. S. 46; S. 83. Diese uns für 'frühe' Denkweisen typisch erscheinende Argumentation findet im Fragment 'Gespräche über Liebe' im 'Mann ohne Eigenschaften' von Robert Musil ein gegenwärtiges Echo: 'Der Mensch, recht eigentlich das sprechende Tier, ist das einzige, das auch zur Fortpflanzung der Gespräche bedarf. Und nicht nur, weil er ohnehin spricht, tut er es auch dabei; sondern anscheinend ist seine Liebseligkeit mit seiner Redseligkeit im Wesen verbunden, und das so tief geheimnisvoll, daß es fast an die Alten gemahnt, nach deren Philosophie Gott, Menschen und Dinge aus dem 'Logos' entstanden sind, worunter sie abwechselnd den Heiligen Geist, die Vernunft und das Reden verstanden haben.' Band 2. Aus dem Nachlaß. Reinbeck 1981. S. 1219.
11. a.a.O. S. 44; S. 77/78.
12. a.a.O. S. 38; S. 61.
13. Wilhelm von Humboldt: Gesammelte Schriften. Berlin 1968. Band VI. S. 123/124.
14. Humboldt. VI. S. 123.
15. Humboldt: VII. S. 171.
16. Humboldt. VI. S. 195.
17. a.a.O.
18. Den institutionellen Gesichtspunkt einer solchen, Orientierung und Entlastung sichernden, Ordnung hebt Gellner hervor, der die Heraufkunft des modernen Nationalismus in einem Bedarf, das Staatswesen und die Kultur einander anzupassen, begründet sieht. (57) Der schwer zu fassende Begriff der Kultur bleibt dabei zunächst undefiniert. 'Aber ein zumindest behelfsweise akzeptables Kriterium der Kultur könnte die Sprache sein, als eine jedenfalls hinreichende, wenn nicht sogar notwendige Voraussetzung. Nehmen wir für einen Augenblick die Möglichkeit an, eine Verschiedenheit der Sprachen habe eine Verschiedenheit der Kulturen zur Folge.' (69/70) Daraus leitet Gellner eine Kriterium für die Mindestgröße eines Nationsstaates her: Er muß in der Lage sein, ein 'nationales' Erziehungssystem auszubilden. Ein solches entspricht einer Pyramide. 'An der Basis liegen die Grundschulen mit Lehrern, die an höheren Schulen ausgebildet werden; diese sind mit Lehrern besetzt, die an Universitäten ausgebildet wurden, die ihrerseits von den Produkten der Eliteschulen geführt werden. Eine solche Pyramide bietet das Kriterium für die Mindestgröße einer lebensfähigen politischen Einheit. (...) Kleiner können Einheiten nicht sein.' (56) Dieses Kriterium läßt sich durchaus als eine institutionsgeschichtliche Verdeutlichung von Humboldts Verweis lesen, daß eine 'Sprache' nicht in biologisch bestimmten Sozialgrößen 'gebildet' oder gar 'ausgebildet' werden kann. Sie kommt mit Humboldts evolutionärer Deutung des Entwicklungsgangs menschlicher Sprachlichkeit auch insofern überein, als das Erziehungssystem im Sinne Gellners in dem Ideal 'allgemeiner Schriftkundigkeit' gründet (47): Arbeit ist im industriellen Zeitalter 'nicht länger die Manipulation von Dingen, sondern von Bedeutungen' und so wird 'zum ersten mal in der menschlichen Geschichte die explizite und angemessen präzise Kommunikation allgemein, überall gebräuchlich und wichtig'. (54) Das hat zur Folge: 'Praktisch jeder wird jetzt schriftkundig und kommuniziert in einem elaborierten Code in expliziten, einigermaßen 'grammatischen' (regeltgerechten) Sätzen, nicht mehr in kontextgebundenem Gurren und Nicken'. (79/80) Das eingeführte Kriterium für die Mindestgröße macht auch 'die Schwäche' des Nationalismus deutlich: Es gibt immer mehr Anwärter (in Form von gesprochenen Sprachen) als Plätze. (69 ff.) Daß es auch Obergrenzen für diese politischen Einheiten gibt, scheint Gellner anzunehmen. Er geht

- aber der Frage nach deren Bestimmung nicht nach (56). Ernest Gellner: Nationalismus und Moderne. Berlin 1991.
- Hannah Arendts politologische Herleitung der Annahme, daß ein einheitlicher Weltstaat notwendig ein totalitärer sein müsse, käme der positiven Wertung der Vielsprachigkeit des Menschengeschlechts im Sinne Humboldts nahe, insofern sie von einem inneren Zusammenhang von 'Natalität', 'Reden' und 'Handeln' ausgeht. Hannah Arendt: Vita activa oder Vom tätigen Leben. München 1967.
19. Dante Aligieri: Monarchia. Stuttgart 1989. I.iii.8; I.iv.2; I.ii.2.
  20. Humboldt: VI. S. 115 und 125.
  21. Humboldt: VI. S. 193.
  22. Humboldt: VI. S. 115.
  23. So der Titel der 'Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts' von Eric Hobsbawm. München 1994.
  24. Humboldt. VI. S. 121/122.
  25. Ingrid Gogolin: Sprachliche und kulturelle Vielfalt in den Schulen Europas. In: Andreas Paula (Herg.): Mehrsprachigkeit in Europa. Klagenfurt 1995. S. 40.
  26. Ingrid Gogolin: Der monolinguale Habitus in der multilingualen Schule. Münster 1994. S. 36/37.
  27. Hobsbawm (1994). S. 17 und 31.
  28. Gogolin (1994). S. 37.
  29. a.a.O. S. 8 u.a.
  30. Günter Gaus: Interview mit Hannah Arendt. Was bleibt? Es bleibt die Muttersprache. In: Eingriffe. Jahrbuch für gesellschaftskritische Umtriebe. Herg. von Klaus Bittermann. Berlin 1988. S. 20. Das Interview wurde am 28. Oktober 1964 im ZDF gesendet.
  31. Humboldt. IV. S. 250/251.
  32. Michail Bachtin: Die Ästhetik des Wortes. Herg. von Rainer Gröbel. Frankfurt 1979.
  33. a.a.O. S. 162 - 167.
  34. Wilhelm von Humboldt: Über Sprache. Herg. und erläutert von Jürgen Trabant. München 1985.
  35. a.a.O. S. 164 - 166.
  36. Zur sprachdidaktischen Situierung siehe Hubert Ivo: Muttersprache, Identität, Nation. Opladen 1994. S. 275 ff.
  37. Reinhardt Koselleck: Vergangene Zukunft. Frankfurt/M 1979. S. 211 ff.

